

Buben sind anders als Mädchen

Wie Kinder zu achtsamen Menschen werden

Von Rita Messmer-Studer, Oberegg*

Machen wir aus Buben keine Mädchen und aus Mädchen keine Buben. In der Zeit der Gleichberechtigung und Gleichstellung von Mann und Frau müssen wir dieses Thema neu interpretieren. Es ist nicht einfach damit getan, dass die Mädchen in der Schule jetzt auch Werkunterricht und die Buben Handarbeit haben. Dagegen ist nichts einzuwenden, aber Buben entwickeln sich anders als Mädchen und umgekehrt.

Nicht nur in der Schule, auch zu Hause fasst man heute das weibliche Verhalten als vorbildlich auf und misst die Buben an dieser Norm. Gerade auch mit Blick auf die Gewalt, die zum grössten Teil Männergewalt ist, ist die Sensibilität gewachsen, mit dem Gedanken: Wehret den Anfängen!

So wird der Bewegungsdrang der Buben oft nicht richtig verstanden und als Disziplinlosigkeit gehandelt, die körperliche Auseinandersetzung rasch als bedrohlich eingestuft, das Macho-Gehabe und die erwachende Sexualität dämonisiert anstatt ritualisiert, wie dies bei Naturvölkern der Brauch ist. Mit dem Resultat einer verunsicherten und deformierten männlichen Psyche, die zu Aggressivität neigt. Das Paradoxon: Ein Verhalten, das man zu verhindern sucht, wird dabei versteckt gefördert. Ob Frauen sich insgeheim bestätigen können, eben doch die besseren Menschen zu sein? Hinzu kommt, dass Buben keine oder wenige männliche Bezugspersonen haben. Es gibt heute viele alleinerziehende Mütter. Der Vater wird oft nur am Wochenende erlebt. Und die Vorschulzeit sowie die Unterstufe wird meistens von jungen Frauen repräsentiert, die selbst noch nicht einmal Mutter sind (was kein Werturteil ist, sondern einfach auf eine mangelnde Erfahrung mit Kindern verweist): So ist die pädagogische Betreuung der Buben bis elf Jahre zu einer fast weiblichen Domäne geworden.

Auch selbstbewussten und geschulten Pädagoginnen und Müttern fehlt aber oft das tiefere Verständnis für die Eigenarten der Buben. Ohne entsprechende Vaterfigur, an denen sich diese orientieren können, ist es zudem denkbar, dass sich die Buben ihre Identifikationsfiguren aus Film, Fernsehen und Computerspiel holen. Wobei da doch eher die hartgesottenen Typen das Rennen vor den Softies machen. Entsprechende Signale (bubentypisches Verhalten) werden nicht richtig interpretiert, sondern eher pathologisiert (Hyperaktivität) oder unterdrückt. Hirnforschungen zeigen, dass dieselbe Aufgabe von einem männlichen Hirn anders als von einem weiblichen Hirn verarbeitet wird. So haben Studien ergeben, dass Buben Aufgaben besser bewältigen können, wenn sie dafür mehr Zeit bekommen, wenn sie sich dabei bewegen dürfen oder wenn sie beispielsweise etwas zum Kneten in die Hand bekommen. Anekdotes Verhalten, das mit offensichtlichen Symptomen signalisiert wird, kann sinnvoll begegnet werden, indem beide Gehirnhälften einbezogen werden.

Es gilt also hier, wie bei jedem kindlichen Verhalten, die Signale wahrzunehmen, nicht zu unterdrücken und als falsch und fehlerhaft zu taxieren, sondern richtig zu deuten, um nach Lösungen zu suchen, die für alle Beteiligten gang-

bar sind. Das heisst: mehr Einfühlungsvermögen, eingefahrene Muster überdenken sowie Besserwissererei durch Verständnis und Liebe ersetzen. Es ist nicht wegzudiskutieren, dass Buben im Allgemeinen körperlich stärker sind als Mädchen und von der Evolution mit einer anderen Aufgabe betraut wurden. Die unterschiedlichen Wesenszüge von Mann und Frau sind also nicht anerzogen, wie lange fälschlicherweise gelehrt wurde, sondern biologisch; durch eine entsprechende Erziehung werden sie gegebenenfalls verstärkt. Die beiden Geschlechter sollen sich ja ergänzen und nicht konkurrenzieren. Dass diese genetischen Anlagen verstanden werden müssen, ist somit nicht von der Hand zu weisen. Ob wir diese Eigenschaften in unserer Gesellschaft noch brauchen oder ob sie wünschenswert sind, darüber können wir diskutieren, die Evolution kümmert dies aber wenig. Es geht deshalb in einer vernunftbegabten Gesellschaft darum, diese Anlagen zu erkennen, zu verstehen und in gute Bahnen zu lenken.

Ich helfe einem Buben wenig, wenn ich sein Verhalten als schlecht, rüpelhaft oder aggressiv bezeichne und es unterdrücke oder bestrafe. Erst wenn ich es verstehe, ernst nehme und es nicht bewerte, kann ich hilfreich reagieren: Nehmen wir an, ein Bub lebt mit einem oder zwei Mädchen in derselben Familie, und es fällt auf, dass er diese schikaniert, plagt, herausfordert. Nun tut er dies selten, weil er «böse» ist, obwohl es in den Augen der Erwachsenen schnell danach aussieht. Die Motivation dieses Verhaltens liegt darin, seine Fähigkeiten der spielerischen Auseinandersetzung etwa im Sich-messen-Können, in der Körperbeherrschung zu üben. Aus dieser Sichtweise bekommt das Ärgernis erregende Verhalten einen ganz anderen Aspekt und wird als natürliches Bedürfnis von Buben erkannt. Somit kann in der Erziehung diesem Bedürfnis effizienter entsprochen werden. Ich schaffe also Möglichkeiten, bei denen der Bub ganz gezielt mit Vater, Bruder, Schwester (sofern diese das auch möchte), Freund oder anderen kämpfen und sich messen darf – dabei dürfen auch klare Verhaltensregeln abgemacht werden. Schon gar nicht stimmt die Vorstellung von den Buben als den Robusteren. So brauchen Buben in den Babyjahren oft sogar noch mehr emotionale Zuwendung und Geborgenheit als Mädchen und sind häufig stärker auf die Mutter fixiert als Mädchen. Das wiederum spiegelt aber auch nur eine allgemeine Tendenz wider, das persönliche Bedürfnis variiert von Kind zu Kind stark. Wenn es uns ein Bedürfnis ist, in der Welt mehr ausgeglichene, liebevolle und mutige Männer zu haben, dann müssen wir das Verhalten der Buben weniger kritisieren und zensurieren, sondern besser verstehen lernen. Erst dieses Verstehen bildet den fruchtbaren Boden, um männliches Gebaren in guten Bahnen zu entwickeln.

* Die Autorin ist Erwachsenenbildnerin und Verfasserin des Buches: «Zu stark für Gewalt». Paulus-Verlag, Freiburg.